Carl Spitteler und wir



Carl Spitteler. Geboren am 24. April 1845

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Carl Spittelers Werke

im Verlag von Eugen Diederichs in Jena

1881	**Prometheus und Epimetheus.** Ein Gleichnis. 5. Tausf. br. M 5.—, Lwd. geb. M 6.20
1883	**Extramundana.** Kosmische Dichtungen. 3. Tausend. br. M 4.—, Lwd. geb. M 5.—
1889	**Schmetterlinge.** Gedichte. 4. Tausend br. M 2.50, Lwd. geb. M 3.50
1898	**Conrad der Leutnant.** Eine Darstellung. 5. Tausend. br. M 3.—, Lwd. geb. M 4.—
1898	**Lachende Wahrheiten.** Gesammelte Essays. 5. Tausend. br. M 3.50, Lwd. geb. M 4.50
1900—1904	**Olympischer Frühling.** Erste Fassung in 4 Bänden. br. à M 2.50, Lwd. geb. à M 3.50 (Ist noch zu beziehen.)
1906	**Glockenlieder.** Gedichte. 5. Tausf. br. M 2.—, Lwd. geb. M 3.—
1906	**Imago.** Ein Roman. 8. Tausend. br. M 3.—, Lwd. geb. M 4.—
1907	**Die Mädchenfeinde** (Gerold und Hansli). Eine Kindergeschichte. 7. Tausf. br. M 2.50, Lwd. geb. M 3.50
1909	**Olympischer Frühling.** Neue vollständig umgearbeitete Ausgabe. 5 Bücher in 2 Bänden. 10. Tausend. br. M 7.—, Lwd. geb. M 9.50, Leder geb. M 14.—
1914	**Meine frühesten Erlebnisse.** br. M 2.50, Lwd. geb. M 3.50

Lebensdaten

(nach H. A. L. Degener, Wer ist's? 7. Ausgabe 1914)

geboren 24. 4. 1845, Liestal, Kanton Basel-Land. — Verheiratet mit Marie Op den Hooff. — Studium: Rechtswissenschaften in Basel, Theologie in Zürich, Heidelberg und Basel, Erzieher in Petersburg und Finnland, Lehrer in Bern und Neuveville b. Neuenburg, Redakteur der Baseler Grenzpost und Feuilleton-Redakteur der Neuen Züricher Zeitung.

Rudolf Meyer

Spitteler und wir!

Bekenntnis eines Studenten der Philosophie und Theologie

Gerade als wir uns rüsteten, Carl Spittelers 70. Geburtstag so festlich zu begehen, als es der große Krieg irgend gestattete, hat er durch einzelne Stellen seines Vortrages über die Schweizer Neutralität seine deutschen Freunde teils tief verletzt, teils befremdet, und namentlich bei denen, die ihm bisher gleichgültig oder gegnerisch gegenüberstanden, einen „Sturm der Entrüstung“ entfacht.

Auf die teils wohlbegreiflichen, zum größeren Teil jedoch recht bedauerlichen Äußerungen deutscher Journalisten und Schriftsteller gegen Spitteler möchte ich nicht eingehen.

Was ich noch zu dem „Falle“ hinzuzufügen habe, ist ein ganz persönliches — ich möchte wohl sagen: tragisches — Erlebnis, das mir Spittelers Stellungnahme bereitet hat. Vielleicht aber dürfte es für alle die „gültig“ sein, die Spitteler und seine große Kunst vor dem Kriege recht erlebt haben und die nun auch den Ereignissen des Krieges als Reichsdeutsche durchaus „parteiisch“, doch aber unser würdig nachzusinnen wissen.

Erst sei es noch einmal kurz betont: an des Verfassers lauterem Charakter läßt die Broschüre „Unser Schweizer Standpunkt“ (Verlag von Rascher & Ko. in Zürich 1915) aber auch gar keinen Zweifel aufkommen! — Und dennoch: es bleibt etwas, das können wir nicht verwinden.

Jedesmal, wenn ich sie wieder lese, kann ich mich einer herben Schmerzempfindung nicht erwehren bei dem unverwischbaren Eindrucke: Spitteler erlebt nicht mit uns unsern „heiligen Zorn“, unser Pochen auf das sittliche Recht und die sittliche Größe unseres Volkes in diesem Kriege. Ja, Spitteler glaubt überhaupt nicht an das Große.

Das kommt auf Seite 11 — wenngleich ich gefunden habe, daß die Äußerungen auf den folgenden Seiten den durchschnittlichen Leser viel mehr entrüsten — zu seinem klarsten Ausdrucke; ja, wen dieser Satz einmal tief ins Herz getroffen hat, wie kann den das übrige als notwendige empirische Folge der — ich möchte sagen: metaphysischen Voraussetzung überhaupt noch verwundern? Spitteler sagt da:

„In der Tat läßt sich die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einem einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, soviel er kann. Punktum. Mit Verdauungspausen und Ohnmachtsanfällen, welche man Frieden nennt.“

Dieses Wort erinnert mich an ein anderes, das auch ein großer Dichter kurz vor der Vollendung seines 70. Lebensjahres aus reichster Erfahrung schrieb: Goethe war es, der die Weisheit der Weltgeschichte im Diwan (Noten und Abhandlungen: „Israel in der Wüste") in den Satz zusammenfaßte:

„Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt."

Das deutsche Volk bekennt sich heute ganz zu Goethes Ausspruch. Es hat zwischen diesen himmelweit auseinanderklaffenden Standpunkten überhaupt keine Wahl. Unser Volk empfand in den letzten Jahren in weiten Schichten — und gerade in den geistigsten — ganz anders. Wir kennen alle nur gar zu gut das Fahrwasser, in das unsere moderne Literatur und der Geschmack des Publikums hineingeraten waren, das Spitteler einmal derb als „öde Psychologasterei" bezeichnet hat. Skepsis, Lebensmüdigkeit: ewig dieselben Themata, die man abhandelte. Thomas Mann nur sei hier genannt als typischer Vertreter, dieser aber gerade als einer, der wegen der Ehrlichkeit seines Ringens gewißlich zu achten ist.

Einige, aber freilich nur wenige entdeckten Spitteler; doch die ihn erlebten, verfochten ihn mit „Orthodoxie", wie Rich. M. Meyer spöttelte. Denn dieser große Dichter hatte ja auch mit all den bitteren, Décadence-Geschlechtern eignen Erkenntnissen gerungen: daß geistiger Aufstieg Leiden ist und schließlich innerlich morsch zu machen droht; er wußte auch, wie schwer es ist, „an das Leben zu glauben", „dennoch" zu sagen: religiös zu sein also. Aber eben dieser — und vielleicht er als einziger unter den führenden Dichtern von heute — hatte überwunden, wir fanden unser Tiefstes in der Dionysos-Mär des Olympischen Frühlings, in dem „Ringen um Astraiens selige Nähe" verklärt. Mit einem Worte: aus seinem Werke konnten wir das, was der Zeit in ihrer Vielweisheit mit all den differenzierten Empfindungen fehlte, lernen: den heroischen Lebensstil.

Und nun kam das große Ereignis über unser Volk, das eben diesen Lebensstil von ihm forderte!

Wer zu den großen Opfernden dieses Krieges gehörte oder wer mit Ehrfurcht diese betrachtet hat, weiß, daß es Wiedergeburten — ein Wort, das vielfach zur Kanzelphrase herabgesunken war — gibt, zu Tausenden jetzt gibt. Jetzt, wo das Leben nicht nur für die vielen Einzelnen, nein: selbst in seiner Ganzheit und dem Wesen nach erst recht als „fragwürdig" erscheinen mochte, jetzt gerade erstand der Glaube an das Leben selbst und das Große in ihm in unserem Volke wieder. Und bei diesem Anblick drum schrieb mir ein Freund aus dem Schützengraben, daß man Männer wie Thomas Mann als die glänzenden Schilderer und Zergliederer kaum noch würdigen werde, es

sei denn: er schreibe von nun ab im Sinne des Wortes, das er sich einst abrang, „daß nicht, wer stark ist, ein Held sei, sondern wer schwach ist, aber so glühenden Geistes, daß er sich dennoch den Kranz gewinnt." Ich antwortete ihm — es war vor Spittelers Rede zu Zürich — so sei denn die Zeit für Spitteler gekommen.

Auf den Bühnen sind wieder Schiller und Kleist, die längst von Hauptmann und Wedekind Überholten, zu ihrem Rechte gekommen. Aber wer von denen, die heute leben, soll der Verkünder des Heroismus sein? Gewißlich will ich nicht Richard Dehmel und einigen andern zu nahe treten. Der einundfünfzigjährige Dichter im Schützengraben hat zweifellos die Lieder, die in uns allen nun erwachen wollten, geweckt, aber auch dieser war vorher nur, als Gesamtpersönlichkeit angesehen, ein mit uns zusammen Strebender, Vollendung Wollender (was ihn natürlich ethisch durchaus nicht herabsetzen kann!), aber kein Vollendeter, der uns zu sich heraufzuziehen vermöchte. Das war nur der, welcher die Gestalt des Herakles ersann und in dem Trotzliede:

> „Hie Wasserdonnertanz, umrauscht von Adlerflug!
> Mut sei mein Wahlspruch bis zum letztem Atemzug.
> Mein Herz heißt ‚Dennoch' . ."

schon vor dem Hereinbrechen des großen Schicksals, das uns nun den heroischen Stil mit Allgewalt lehrte, diese Stimmung eines ganzen Volkes prophetisch vorauszuahnen scheint und sie in zeitlose Gewande gekleidet hat.

Vollends der tolle Humor und die idyllische Andacht zum Kleinen — beides die sichersten Kennzeichen der Größe, um die einer nicht mehr ringt, sondern die er hat, als sicheren Besitz hat — erheben Spittelers Dichtungen, die neben dem Weihevollen auch einen Poseidon, „den Wildlingswuchs der Ungewöhnlichkeit" und die Zartheit der Glockenlieder aufzuweisen haben, über alle die modernen Werke, die durch Ironie oder krampfhaftes Ringen die Dinge zu meistern suchen; eine Gelassenheit, ein Überwundenhaben geben Spittelers Schöpfungen den inneren Rhythmus.

Aber — und da liegt nun das Schmerzliche, daß ich bei Spittelers Stellungnahme so tief empfinde — es ist, als ob sich das, was uns der Dichter in seinen Helden neben diesem allen als das Bitter-Tragische des Heroismus gezeigt hat, an uns selbst in typischer Prägung erfüllen soll und noch dazu durch die Ironie der Weltgeschichte so gefügt, daß wir es gerade im Verhältnis zu ihm selbst erleben müssen.

Es scheint sich nämlich an uns wieder einmal die alte Wahrheit zu vollziehen, daß jedermann trotz aller Freundschaften in dem Kampfe letzter Instanz um seine Daseinsberechtigung und -möglichkeit tief einsam und unverstanden sich finden wird, da er, um zu siegen, immer ergriffen — denn das liegt auch im heroischen Stile! — sein muß, während die Unbeteiligten alle nüchtern und „objektiv" bleiben. Nicht genug daran, daß jene Kluft zwischen uns und unsern kriegerischen Gegnern unüberbrückbar fast aufgerissen wird, es starrt uns auch noch die tiefe Fremdheit, welche aus dem

Unvermögen, an das Große zu glauben, entspringt, von seiten derjenigen entgegen, die fern dem Kampfe bis über die Ohren im Alltage bürgerlicher Zivilisation stecken.

Und diese Tatsache spielt sich jetzt vornehmlich zwischen uns und demjenigen ab, welcher gerade ihre ganze Tragik dichterisch verklärt hat: nicht nur im Herakles, Prometheus, Apoll, Viktor meine ich, hat er das getan, sondern ich möchte fast sagen: daß allen seinen Gestalten dieser tragische Zug mehr oder weniger als ein ergreifendes Element in ihrem Lebensgefühle unveräußerlich beigemischt ist. Seine Geschöpfe — dazu mag zwar seine geniale Bildnerkraft an sich schon beitragen — haben alle etwas in sich, wie sonst nur die der plastischen Kunst. So teilen sie auch mit diesen Wesen, die ihr Leben kraft eines großen Meisters im Marmor führen, als tiefstes Verhängnis gleichsam ihnen angeboren, jene seltsame Einsamkeit, die den Dunstkreis jeder dieser Schöpfungen wie vor Frost erstarren macht. Ich denke nicht allein etwa an die Louvresklaven oder die Propheten an der Sixtinischen Decke, auch die Juno Ludovisi oder die Libyca Michelangelos oder Klingers Amphitrite haben bei aller Anmut und seelischem Gleichgewicht im Innersten — ganz gleich, ob das in den Mitteln der Bildhauerkunst schon begründet ist — an einem verzweifelten Fürsichsein und einer grenzenlosen Verlassenheit zu tragen. Diese Art Tragik eignet Spittelers Schöpfungen also und so nun auch uns dem deutschen Volke jetzt. Sie mit so manchen anderen Eigenschaften, die unser Volk jetzt angenommen hat, bringt die Wirkung des Monumentalen hervor, was eben das ist, woran es unserem Geschlechte fehlte.

Wollen wir Spitteler, da die Dinge so seltsam sich verhalten, noch weiter tadeln oder gar angreifen? Man möchte versucht sein, bei all den Wunderlichkeiten, die das Schicksal uns in dieser Zeit zu tragen zumutet, in Sebastian Franks alte Geschichtsbetrachtung einzustimmen: „Wer diese Sache mit Ernst ansieht, dem wäre nicht Wunder, daß ihm sein Herz breche vor Weinen. Sieht man's wie Demokrit schimpflich an, sollt einer vor Lachen zerknallen. So gaukelt die Welt. Wir sind alle Gelächter, Fabel und Fastnachtspiel vor Gott." —

Auch Spitteler kennt in seinen Dichtungen solche Klänge. Aber gerade er wiederum hilft uns darüber hinweg. Letzten Endes ist seine Geschichtsbetrachtung doch die Goethesche!

Aber wie reimt sich denn seine jetzige Stellungnahme dennoch zu uns? möchte einer, ungeduldig werdend, schließlich ausrufen.

Sie reimt sich überhaupt nicht, mein Freund; manche Gedichte reimen sich nur in den Ohren Gottes. Und wir? Wir schweigen dazu. Dies große Kriegsgedicht, ein Trauerspiel, hat noch unendlich viel mehr Verse, wie wir ja wissen, welche noch wunderlicher klingen und ohne Reim scheinen. Was sagt da einer mehr oder weniger?

Im Sinne dieser letzten Sätze nun empfindet auch Spitteler. Er appelliert

in einem an mich gerichteten Schreiben an die „Gläubigkeit" und vertraut auf das gegenseitige Verstehen nach Friedensschluß (wie viele tragischere Szenen werden wir auch dann noch nicht verstehen?). Das Ergreifendste aber sind seine vornehmen Schlußworte der berüchtigten Rede, mit der er seine Neutralen ermahnt:

„Wenn ein Leichenzug vorübergeht, was tun Sie da? Sie nehmen den Hut ab. Als Zuschauer im Theater vor einem Trauerspiel, was fühlen Sie da? Erschütterung und Andacht. Und wie verhalten Sie sich dabei? Still, in ergriffenem, demütigem, ernstem Schweigen..... Wohlan, füllen wir angesichts dieser Unsumme von internationalem Leid unsere Herzen mit schweigender Ergriffenheit und unsere Seelen mit Andacht, und vor allem: nehmen wir den Hut ab."

Mein Bekenntnis ist am Ende. Seltsam: sie ist aus einer Klage wider Spitteler nun doch schließlich zu einer — Huldigung an ihn geworden; ich konnte wohl nicht strenger sein...

Aber trotz dieses Fehltritts — was mir am Herzen lag, liegt nun in der Schrift: eine nochmalige Warnung an alle wohlmeinenden Patrioten, den Unkritischen nicht durch Zeitung oder Wort den Weg zu dem Tempel der großen Spittelerschen Kunst für die Zukunft zu verbauen, wenn möglich: auch sich selbst diese Quellen der Verjüngung offen zu lassen. — Jetzt, solange Krieg ist, zu seinen Dichtungen zu gehen, das mag vielleicht nicht jedem Patrioten gelingen, wenn ihn das Gefühl nebenbei stets quält, daß dieser einer ist, der nun einmal nicht in unserem heiligsten Kampfe mit uns geht. Aber es möge ihm doch später wieder gelingen. Vielleicht ergreift ihn, uns alle überhaupt, dann die Schöpfung des Olympischen Frühlings noch viel tiefer. So werden wir dann — um nur irgendein Beispiel herauszugreifen — den Apoll (in mehr Punkten aber noch den Zeus!) als die monumentale Ausgestaltung unserer durch den Krieg gewonnenen Geistesverfassung erleben.

Eines darin mögen wir wohl wörtlich — mancher vielleicht nicht ohne Rührung — auf unseres Volkes jüngste Erfahrungen beziehen, die tief melancholische Erkenntnis Apolls, des Geistesmenschen, der ohne eigene Schuld zur Waffe greifen mußte: daß „der nicht Duldung findet, der nicht töten kann". Auf uns allein zurückgezogen, werden wir dann vielleicht noch einmal die Einsamkeit empfinden, jene Einsamkeit des Siegers — und Gott gebe uns den Sieg —, die ihn umzuwerfen droht... Aber Spittelers Apoll hat sich dann wieder aufgereckt und der Welt in Liebe zugewandt mit dem Jubelrufe:

„Wohl mir, wir sind auf Erden noch der Edlen viel!
Kommt alle, alle! Keiner fehle! Nie zuviel!"

Kiel Im März 1915

Urteile von J. V. Widmann

Spittelers Freund und Vorkämpfer

Über Prometheus und Epimetheus (1881)

Prometheus

Ein Buch ist erschienen, daß eine Tat heißen muß.

Über dieses Buch zu sprechen, nicht in werktagseiliger Weise, in der man leider so oft literarische Novitäten zu behandeln genötigt ist, scheint uns diesmal eine Ehrenschuld der Presse gegenüber dem Dichter.

Hat sich doch, als zu Anfang dieses Jahres der erste Teil des Buches erschienen war, um denselben ein mit Händen zu greifendes eisiges Stillschweigen der Presse bemerkbar gemacht. Das Buch fror ordentlich ein wie ein Nordpolfahrzeug in den über Nacht erstarrten Wellen, die doch sonst so gefällig nach jedem Hauche zu tanzen wissen.

Wir fühlen uns also isoliert und sind demgemäß uns selber schuldig, daß wir Schritt vor Schritt gehen und den Fuß nur auf sichern Boden setzen.

Drei wesentliche Merkmale wird dem Buche niemand absprechen: Einheitlichkeit des Planes, Ursprünglichkeit der Phantasie und — in der Ausführung — Energie gepaart mit Präzision.

Wir geben immerhin in abstracto die Möglichkeit einer Täuschung zu; denn es hat kein Einzelner das Recht, das allgemeine Urteil zu substituieren; aber wenn die genannten Merkmale nicht genügen, das Buch zu einem hervorragenden Kunstwerke zu stempeln, so müssen wir alles für Irrtum erklären, was wir in Dingen der Poesie bisher für essentiell gehalten haben.

Leider können wir dem Leser keine Orientierung durch Vergleichung geben. Diese Dichtung hat durchaus mit keinem andern Werke Ähnlichkeit, ist so eigenartig, daß auch die Suche nach Reminiscenzen eine erfolglose bleibt. Man möchte fast zweifeln, ob der Autor jemals das Buch eines andern Dichters gelesen; so frei ist sein Werk von jedem Einflusse Anderer.

Um dennoch das Buch zu charakterisiren, sagen wir:

Das Gedicht atmet eine Höhe, wo Poesie mit Religion (Mythologie) und Gedanke (Philosophie) zusammenwohnt. Ja, wenn man das Wort nicht mißverstehen will, so nennen wir diese Dichtung geradezu eine r e l i g i ö s e.

Aber wir nennen die Dichtrng eine religiöse, weil ein uns tief zu Herzen gehender Zug kosmischer Sehnsucht die Dichtung durchdringt. Die vom Verfasser selbstgeschaffenen mythologischen Wesen sind nicht vom Verstande und der bloßen Phantasie ausgestaltet worden, sondern Erzeugnisse des innersten Gefühls, eines wahrhaft rührenden Gefühls, das über den Menschen und seine Erdenbedingungen hinaus ein Besseres, Reineres, wenn schon nicht Beglückteres sucht.

Aber religiös nennen wir die Dichtung des weitern auch, weil daselbst die menschlichen Dinge unter ein einziges Menschenvolk zusammengepackt sind, über welches dann von einem erhöhten Standpunkte als einem fremden Volke gegenüber ein Urteil gesprochen wird, wie man sich die Urteile der alten Propheten und Sibyllen denkt.

Endlich ist die Grundidee des Werkes selbst eine innerlich religiöse. Wie die Helden des alten Testaments im Busch oder in der Wüste Jehovah antreffen, dem sie blindlings gehorchen, so trifft Prometheus am Bach seinen Gott (die Seele); nur daß hier das Verhältnis wie das von Braut und Bräutigam aufgefaßt wird. Dämonisch dort wie hier — (daher die grauen Augen, das Heftige im Gebahren der Göttin) — tritt dieser individuell geoffenbarte Gott in Konflikt mit den bestehenden Ideen, Heiligtümern, Göttern, erscheint daher diesem Bestehenden frivol, bringt den Helden um sein Lebensglück; dieser Held, Prometheus, vollbringt die Opfer der Entsagung mit jener Glaubensfreudigkeit und stets vermehrten Liebesglut, wie wir sie an den Glaubenshelden für eine offenbarte Religion kennen, bis dann schließlich die ihm innewohnende Gottheit sich siegreich dokumentiert und zwar als vollendete Pietät, welche der bestehenden Ideenautorität nicht als feindliche Negation gegenüber, sondern als Ergänzung und Korrektur zur Seite steht. Rührend schön wird dies versinnbildlicht dadurch, daß Prometheus auf Geheiß seiner „Seele" sein Leben einsetzt, um dem objektiven Gotte sein letztes Kind zu retten, welches die Parteigänger der veralteten Pietät, Tugend und Gerechtigkeit — an ihrer Spitze und ihr Repräsentant Epimetheus — verraten hatten.

Der Autor hat eingesehen, daß, wenn er das Charakterprinzip des Prometheus personifizirte, er auch dem entgegenstehenden Prinzip der andern solche Selbständigkeit geben müsse. Daher läßt er an die Seite jener bestehenden, den Prometheus anfänglich feindselig behandelnden Weltmacht, die wir oben den „objektiven Gott" genannt haben, — sie ist durch die gewaltige, interessante Figur des Engels Gottes personifiziert — zur Vervollständigung noch die Doxa treten, ein Symbol der äußeren Gewalt und vielleicht auch der säkulären Gewohnheit. Und Epimetheus, der gerechte Zögling der Gegenwart, besitzt ein selbständig lebendiges „Gewissen", das nicht wie das Herz in der Brust hängt, sondern bei ihm existiert etwa wie ein Tier, das man im Käfig hält. Dasselbe empfängt seine Gesetze von den bestehenden Ideen und Begriffen; man dürfte es als „konventionelle Moral" bezeichnen.

Dieses Doppelterzett (Prometheus und Seele — Engel Gottes und Doxa — Epimetheus und „Gewissen") ist nun mit der Genauigkeit einer Fuge durchgeführt, zu deren Füllstimmung die ganze Menschheit und das Weltall samt Gott und Sonne und Mond dienen müssen. Aber das ist ins Leben gesetzt; das ist nicht mehr Allegorie noch Gedanke, das sind alles deutliche, lebendige Figuren mit Schatten und Mienen, mit voll zugewandtem Antlitz oder Profil und individuellem Charakter in Wort, Haltung und Bewegung. Man mag wollen oder nicht, man muß an sie glauben, wie man an Pallas Athene und an Hermes glaubt.

Was den Dichter betrifft, so sagen wir nur: Was muß ein Autor, der so debütiert, alles gedacht, gefühlt, gelitten haben, bis endlich vermöge einer ungeheuren Willenskraft dieses Werk fertig gleich Minerva aus dem Haupte des Zeus sprang? Da war keine Ermunterung frühen Ruhmes, keine Anregung durch Publizität, sondern geheimes Arbeiten in der stillen Verborgenheit. Sollte ihm dieses Inkognito nicht Demütigungen bereitet haben? Sollte er nie gezweifelt haben an der Möglichkeit des unmöglichen Werkes? Stellen

genug geben uns Andeutungen. Schon das Pseudonym „Tandem“. Freilich auch „Felix“ möchte seinen guten Sinn haben; denn wer nach Vollendung eines solchen Werkes auch nur noch eine Stunde lebt, der hat vollen Anspruch auf den Namen „der Glückliche“.

Wir wollen hoffen, der Verfasser möge noch lange leben, nicht um uns ein Ähnliches zu schenken; dieser Wunsch wäre eine Beschimpfung dieses Werkes. Eine solche symbolische Dichtung schreibt ein Mensch nur einmal in seinem Leben. Aber um seinetwillen wünschen wir ihm ein langes Leben, auf daß er die Genugtuung erfahre, sein Werk anerkannt zu sehen. Ob dies bald oder nicht bald der Fall sein werde, — wir können es nicht erraten, aber tragen in uns den festen Glauben, diese Zeit werde kommen. Und alsdann wird diese Dichtung je länger desto mehr gewürdigt werden. Ja! eine bessere Nachwelt, an die zu glauben der Trost jedes ideal Gesinnten ist, dürfte vielleicht mit den Worten des Engels Gottes an Epimetheus (S. 63) dem jetzigen Geschlechte zurufen:

„Und ward dir keine Seele, daß du also roh und unvernünftig gleich den Tieren dich versteckest vor der wunderbaren Gottheit?“

Zum Olympischen Frühling (1904)

Olympischer Frühling

Nun — nach einer Pause von mehreren Jahrhunderten ist der Weltliteratur wieder ein großes Epos beschert worden, d. h. eines jener Werke, deren eigentlichste Bedeutung durch die deutsche Bezeichnung Heldengedicht wunderbar getroffen wird. Denn das ist das Große, was diesen Dichtungen von der Ilias und Odyssee bis zur göttlichen Komödie Dantes für die Menschheit solche Wichtigkeit verliehen hat, daß sie heroischer Natur sind und von ihnen daher eine Steigerung des Lebensgefühls und Lebensmutes ausgeht, selbst wenn die Phantasie des Lesers dem Dichter durch alle Höllenkreise folgen muß. Daß nun das Heroische in verschiedenen Zeitaltern ein verschiedenes Gesicht zeigt, versteht sich von selbst. Das Dreinschlagen der Homerischen und Nibelungenhelden wird schon in Dantes Dichtung durch einen geistlichen Heroismus ersetzt, der in tiefem Zusammenhange steht mit allen Nöten und Leiden und Hoffnungen einer stolz ringenden Menschenseele. Die Entdeckung der Innenwelt des Menschen und durch diese Entdeckung die Befreiung und Erlösung der Menschheit — das ist ja überhaupt die schönste Frucht aller geistigen Entwicklung der letzten Jahrhunderte bis auf die Gegenwart. Und so wird ein heroisches Epos unserer Zeit vor allem ein Werk der Befreiung sein, des sich Emporhebens über das Gemeine, der Appell an alles Starke und Gute und Schöne im Menschen durch die Vorbildlichkeit einer Auslese höherer Naturen, die jedoch ebenfalls in die ehernen Weltgesetze hineingebannt sind, innerhalb derer auch unser Dasein verläuft. Das Allumfassende eines solchen Epos schließt stofflich, wie sich von selbst versteht, jede engere Beschränkung etwa auf eine bestimmte historische Persönlichkeit aus. Gewiß könnte man über die Hohenstaufen oder über Friedrich den Großen oder über Napoleon ein episches Gedicht schreiben und es wandelt uns bei dieser Gymnasianeridee schon ein ungeheures Gähnen an. Warum? Weil eine solche Dichtung keinen direkten tiefen Zusammenhang mit uns

selbst haben würde. Den besitzt nur das wirkliche Epos, das aber, um die Gesamtheit unserer Existenz in seinen Spiegel aufzunehmen und in tausendfachen Bildern uns glanzvoll zurückzugeben; einer gewissen Phantasiedistanz zu unserer Wirklichkeit bedarf. Daher der olympische Frühling.

Alle echten großen Epen der Weltliteratur sind Gegenwartsdichtungen gewesen für das Zeitalter, in dem sie entstanden. Die Synthese alles dessen zu sein, was in seinem Zeitalter lebt, ist eines der charakteristischsten Merkmale des echten Epos. Den „Olympischen Frühling" halte ich für das seltene Ereignis, das man Epos nennt, für das erste und einzige echte neudeutsche Epos, in einem Zeitalter geschaffen, von dem allerdings kaum eine solche Tat zu erwarten war, und doch übereinstimmend mit diesem Zeitalter und insofern modern.

Ob man den Zentauren, Nymphen, Tritonen und anderen Fabelwesen Böcklins ebenfalls ihre Berechtigung abspricht mit dem Vorwurf, sie seien unmodern? Es kommt ja bei Übernahme traditioneller Figuren durch einen Künstler ausschließlich auf das Wie? an, wie er sich dabei anstellt. Ich gestehe zum Beispiel, daß im Vergleich zu Böcklins mythologischem Heerbann die Gestalten Anselm Feuerbachs doch etwas von gewollter Rekonstruktion der Antike haben: ein machtvolles Temperament, das ihnen eine neue Seele eingehaucht hätte, fehlt ihnen bei allem Edelwuchs der Zeichnung. Dem „Olympischen Frühling" Spittelers eignet dieses machtvolle Temperament, das mit den aus dem hellenischen Phantasieschatze entlehnten Gestalten souverän schaltet, bald in tiefem Ernst im Pathos leidenschaftlicher Ergriffenheit, bald in grollendem Zorn über die allem Hohen widerstrebende menschliche Niedertracht, bald in humorvollem Übermut, der auf einen Augenblick der Lebensabgründe vergißt und am Schönheitsglanze der Welt sich erlabt.

Ich begreife, daß die Verkündung einer Dichtung von solcher Größe den Widerspruch reizt und daß man eine so überragende Dichterpersönlichkeit unbequem empfindet, indem man gewohnt ist, nur Titanen der Vergangenheit zu bekränzen, wie denn Hermes zu Apoll auf seinem Sonnenwagen spricht:

> Dich still und groß in reine Höhen zu erheben,
> Das wird kein Lurch und Kriechtier jemals dir vergeben.

Wir in der Schweiz wissen besser als der Berliner Literarhistoriker R. M. Meyer, was wir an C. Spitteler haben. Gewiß nicht einen Dichter schweizerischer Heimatkunst wie Ernst Zahn oder J. C. Heer. Aber in diesem Punkt sind wir von einseitiger Beschränkung fern. Wie wir uns in der Malerei unseres Anker freuen und anderer guter treuer Darsteller schweizerischen Volkslebens und schweizerischer Landschaft, aber deshalb gleichwohl Böcklin, der niemals ein schweizerisches Bild, sondern „schöne Wesen aus dem Fabelland" malte, mit Stolz den unsern nennen, so stehen wir auch der Eigenart der Spittelerschen Dichtung mit einer Bewunderung gegenüber, die sich bemüht, immer mehr und mehr auch zu vollem Verständnisse des Meisters und seiner Werke zu gelangen. Und in zwei Beziehungen kommt doch auch in C. Spittelers Göttergeschichten das Vaterländische zu seinem Rechte. Seine Landschaften gehören dem Jura und den Alpen an; die heimatliche Natur lebt in seiner Phantasie so kräftig, daß wir in den gleichsam visionären Gegenden seines Dichtertraumes gar wohl die schöne Wirklichkeit unserer Berge und Talschluchten und schimmernden Seespiegel wiedererkennen.

Das andere Schweizerische aber liegt im Sprachlichen. Auch Spitteler schöpft aus der Mundart eine eigenartig reizvolle Belebung des schriftdeutschen Ausdrucksmittels. In dem lieblichsten der neuen Göttermärchen „Hylas und Kaleidusa über Berg und Tal" wollen die Heckennymphen den schönen Jüngling Hylas seiner Geliebten abspenstig machen; es gebe noch andere hübsche Kinder, wispern sie ihm zu und:

„'s ist schad um dich, so fein, so zierlich! Komm ein klein
Mit uns. Es reut dich nicht. Wir wollen lieblich sein."

Dieses „komm' ein klein" ist bei weitem nicht das einzige Beispiel von Dialektanklängen, die Spitteler in vollem Bewußtsein des Wagnisses, mit dergleichen bei der reichsdeutschen Kritik Anstoß zu erregen, in seinen poetischen Sprachgebrauch aufgenommen hat. Überhaupt — was wäre alles über die Sprachlebendigkeit und die Sprachkünste dieses Dichters zu sagen!

Die Mädchenfeinde

Zwei goldene Sommertage, von einem glücklichen Kindertrio gelebt, innig-lich genossen im Sonnenschein und Schatten und mit auf- und abwogenden Stürmen des Gemüts — das stellt sich auf den ersten Blick als Handlung und Inhalt dieser Erzählung heraus; auf den zweiten und dritten Blick aber erkennt man viel viel mehr. Da ist vor allem das in die harmlose Kindergeschichte eingesenkte Thema, zunächst das ganz allgemeine: schon im Kinde ist der künftige Mensch in seiner wesentlichen Persönlichkeit vorhanden. Dann das speziellere Thema: auch die Differenz, welche im späteren Leben die Geschlechter zu einander zieht und voneinander entfernt, ist mit allen charakteristischen Eigenschaften von Mann und Weib im noch unbefangenen Kinde bereits vorbildlich enthalten. Endlich aufs genaueste präzisiert: die scheue Feindseligkeit, mit welcher Knaben den Mädchen rauh begegnen, ist nicht nur verfrühter Mannesstolz, auch nicht allein instinktive Bewahrung der Jugendkeuschheit, sondern in der im voraus eingenommenen Verteidigungsstellung etwas wie die Vorahnung der Leiden, die die Liebe zum Weibe dereinst dem Manne auferlegt. Über die Köpfe der Kinder weg ziehen sich in einer Art Bogenwölbung schicksalsvolle Beziehungen erwachsener Menschen, zwei bis drei latente Novellen, die nur in den Hauptumrissen, aber doch deutlich sichtbar sind. Wir finden also auch in dieser Kindergeschichte wieder den für Spittelers ganzes Schaffen am meisten charakteristischen Zug der Fülle. Er ist der polyphonste Dichter, den ich überhaupt kenne.

Schmetterlinge

Ist es wirklich ein kleiner Stoff? In der Behandlung jedenfalls, die ihm der Dichter angedeihen ließ, ist er groß geworden. Die Schicksale der wunderbaren kleinen Wesen, deren Verwandlungszustände, von jeher dem menschlichen Sinnen eine rührende und Ahnungen erweckende Symbolik vorzauberten, sind vom Dichter oft so ernst und tief genommen worden, daß sich aus einem scheinbar unbedeutenden Vorgang häufig eine Szene von ergreifender Tragik und hinreißend dramatischer Spannung entwickelte. Ist das ein kleiner Stoff: der Weltenfluch, durchweint von Gottes Segen? Mir scheint es nicht. Und doch für viele der Gedichte, obwohl es auch an humorvollen, an anmutig neckenden und scherzenden nicht fehlt, dürften diese inhaltreichen Worte gelten.

Öffentliche Urteile über Carl Spitteler

Gottfried Keller (1881)

Prometheus

Das Buch ist von vorne bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten. Schon der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache in diesen jambischen, jedesmal mit einem Trochäus abschließenden Absätzen umhüllt uns gleich mit eigentümlicher Stimmung, ehe man das Geheimnis der Form noch wahrgenommen hat.

Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch schon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht träte und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang anstimmte.

Ist es aber noch eine Zeit für solche sibyllinischen Bücher? Ist es nicht schade um ein Ingenium dieser Art, wenn es nicht das wirkliche nicht verallegorisierte Leben zu seinem Gegenstande macht? Oder ist die Art seines Talentes so beschaffen, daß er nur in jenen verjährten geheimnis- und salbungsvollen Weisen sich kann vernehmen lassen und man also froh sein muß, wann er dies tut? Alles das vermag ich mir jetzt nicht zu beantworten, oder mag es vielmehr nicht versuchen, um dem Verfasser gegenüber auch meinen Eigensinn zu haben. Nur soviel weiß ich, daß ich das Buch aufbewahren und noch manchmal lesen werde. * (Aus einem Brief an J. V. Widmann)

Friedrich Nietzsche

... vielleicht der feinste ästhetische Schriftsteller der Deutschen.

Conrad Ferdinand Meyer (1882)

Niemand mehr als ich würde sich freuen, wenn es Ihnen gelingt, neue Bahnen zu öffnen. Jeder in seiner Weise würde dabei gewinnen.

(Aus einem Brief an C. Spitteler)

Sie wissen, wie wohl ich ihm will. Möge es ihm gelingen! Nur liegt mein Naturell auf einer ganz anderen Seite, ich kann also nur wünschen und gerecht sein, so weit ich es vermag. Lieber allerdings würde ich bei ihm

* Der „Prometheus" wurde bei seinem Erscheinen, wie Spitteler selbst erzählt, „in Deutschland keiner Besprechung gewürdigt, so daß sein Dasein dem Publikum verborgen blieb." Gottfried Keller erhielt die Dichtung durch Spittelers ersten und tätigsten Vorkämpfer Widmann zugesandt. Widmann berichtet darüber noch: Mit Keller darf man nicht richten, daß er seinen Vorsatz, in diesem Sinne auch öffentlich zu schreiben, nicht ausführte; es wäre schön und erfreulich gewesen, wenn er es getan hätte; aber ihm, dem selbst Schaffenden, dessen Beruf nicht Kritik war, darf man es nicht verübeln, daß er die schon begonnene Arbeit — er selbst zeigte sie mir auf seinem Schreibtisch — in einer Anwandlung von Mißtrauen, ob er den Dichter auch richtig verstanden habe, unvollendet liegen ließ.

mit Menschen von Fleisch und Blut als mit mythologischen Figuren zu tun haben. Doch das kann ja werden und das Talent ist bedeutend. Sie sprechen von G. Keller, mir gegenüber hat sich dieser — ich bin das festzustellen der Wahrheit schuldig — über Spitteler sehr maß- und gehaltvoll geäußert.

(Aus einem Brief an Hermann Haessel)

Prof. Dr. Alfred Biese (1898)

Lachende Wahrheiten

Dieses ebenso liebenswürdigen wie scharfen, schneidigen, ebenso warmfühlenden wie verstandeskräftigen Mannes Essays behandeln Kunstgenuß, Kunstschaffen, Literatur, Musik, Natur, Sprache, Volkstum usw. usw. in einer stets anregenden, oft zu Widerspruch reizenden, eigenartigen, kernigen, oft etwas schweizerisch barocken, aber immer bedeutsamen Weise. Spitteler gehört eben zu denen, die nicht bloß Worte machen, sondern auch wirklich etwas zu sagen haben, und zwar — eigene Gedanken.

(Schleswiger Nachrichten)

Michael Georg Conrad (1898)

Lachende Wahrheiten

Die Überlegenheit Spittelers über seine Mitbewerber auf schönwissenschaftlichem Gebiete beruht auf seiner glänzenden schöpferischen Begabung und auf der Verbindung von Gemüt nnd Ironie, von Weltmannsschliff und Künstlerstolz. In der schweizerischen Tagesliteratur nimmt er als Feuilleton-Redakteur wohl die erste Stelle ein, als Dichter die zweite nach K. F. Meyer — und jeden Platz füllt er mit imponierender Vornehmheit aus.

(Die Gesellschaft)

Dr. Friedrich Düsel (1898)

Lachende Wahrheiten

Die Gesamterscheinung dieses kerngesunden Buches aus dem freien Land der Berge hat, so feinsinnig und gelehrt einzelne seiner Essays auch sein mögen, etwas Elementares, Naturgewaltiges an sich. Man möchte den ungestümen Atem dieses Schweizers mit dem stürmischen Anprall des heimischen Föhns vergleichen; aber im Grunde ist er doch eher kühl als schwül, eher Boreas als Monsun. Im Grunde ist er trotz seines „Lachens" doch wohl Pessimist und wird sich schwerlich wundern, wenn es ihm ergeht wie auf dem köstlichen Bilde Meister Böcklins dem heiligen Antonius, dem, mag er seine Kutte noch so energisch zusammenraffen, die Fischlein und Gründlinge doch nur deshalb so andächtig lauschen, um nachher — weiter zu sündigen.

(Westermanns Monatshefte)

Karl Hans Strobl (1902)

Lachende Wahrheiten

Spitteler ist einer von unseren ganz großen Essayisten. Wir besitzen nicht allzu viele, die wir wirklich mit Recht so nennen dürfen. Herman Grimm, Hillebrand und Spitteler — das dürften so ziemlich alle sein. Unter den dreien ist Spitteler der schärfste und spitzigste, sein Stil ist ein Schwert zum Hieb und Stich zugleich.

(Tagesbote aus Mähren und Schlesien)

Willy Pastor (1900)

Olympischer Frühling

Das Absterben einer großen, einheitlichen Weltanschauung nahm uns das Epos, und das Wiedererwachen einer solchen wird uns auch ein neues Epos schenken. Wir müssen uns wieder gewöhnen an die großartige Monotonie dieser stolzesten aller Dichtungsformen, deren Verse einander ablösen wie die breit hinrollenden Wogen eines unendlichen Meeres.

Der stärkste Eindruck, den das vorliegende Buch hinterläßt, ist der einer ungewöhnlichen Frische und Farbenkraft. Es hat dies vielleicht darin seinen Grund, daß Spitteler seine Heimat in der Schweiz hat.

Spitteler ist durchaus Gebirgsmensch, wie Böcklin es ist, und wie Nietzsche es durch Wahlverwandtschaft wurde.

Wäre es das Griechentum, das wir von der Schulbank her kennen, dieses Epos wäre ein kaltes, unfruchtbares Epigonenwerk. Aber — noch einmal auf die Heimat Spittelers zurückzukommen: man sieht in diesem merkwürdigen Ländchen das alte Hellas ein wenig anders, ein wenig menschlicher, als das Gespenst Winckelmanns uns lehrte.

Seine Götter sind keine kalten Museumswesen, in den Adern dieses Kronos, dieses Uranos hämmert ein gesundes frisches Blut. Wer das unheimliche Walten Anankes, dessen (bei Spitteler ist Ananke als Mann gedacht) Macht Götter stürzt und Götter erhebt, so groß zu fassen vermag, dem trauen wir auch schon zu, daß er die Herrschaft der Olympier so wird schildern können, daß sie uns auch heute noch etwas zu sagen haben. (Das Literarische Echo)

Richard Weitbrecht (1904)

Olympischer Frühling

Spitteler ist ein ganzer und eigener, und ist, das beweist sein Epos, ein Dichter, der nur die Stimme seines Innern hört. Man genießt einfach eine Götterdichtung, die von einer großzügigen Dichterphantasie, die manchmal sogar ins Groteske, aber ebenso auch ins lieblich Idyllische ausschweift, hingeworfen und mit einer oft staunenswerten Vers- und Reimfertigkeit sorgsam ausgebaut worden ist.

Alles ist echt episch, breit und voller Gleichnisse, alles aber auch höchst anschaulich, selbst das Phantastische, und geradezu unerschöpflich ist der Dichter in Erfindung von Einzelzügen. Die Behandlung der Alexandriner ohne Cäsur ist u. E. geradezu ein formal dichterisches Wunderwerk.

(Literarisches Zentralblatt)

Ferdinand Avenarius (1905)*

Es lebt kein ursprünglicherer Dichter unter uns als dieser. Keine Kleinigkeit in all seinen Werken, die als eine Nachahmung Böcklins gedacht werden könnte, aber jede Seite erweist die Urverwandtschaft zwischen beider Poesie. In diesen Gehirnen verdichtet die Landschaft sich, die eignen

* F. A. schreibt dazu: „Spitteler ist seit 1887 Mitarbeiter des Kunstwarts, über die Dichtungen von Mitarbeitern jedoch wurde grundsätzlich im Kunstwart niemals gesprochen, ich suchte daher für seine Dichtungen nur dadurch Propaganda zu machen, daß ich sie abdruckte und mich auch sonst bemühte, ihnen zum Druck zu verhelfen."

Gedanken verdichten sich, das alles ballt sich zusammen und alles zeugt ineinander, der Odem des Persönlichen behaucht's, da ist ein neues Lebewesen da und von der Antike fliegt ein Name dazu. Was alles Spitteler bis zum Aller-Abstraktesten hin, und wie selbstverständlich-unwillkürlich er's gestaltet — das hat in der ganzen Literatur der Gegenwart, weit über die deutsche hinaus, kaum seinesgleichen. Und ebensowenig hat das seine unbekümmerte Naivität. Den Begriff Anachronismus z. B. kennt er nicht. Gefüllt mit allem Gehalt der modernen Kultur greift sein Geist aus der Antike und aus allen Zeiten der Menschheit diejenigen Ewigkeitswerte heraus, die auch in *ihm* lebendig sind, und er verschmilzt das Älteste und Fernste so unbekümmert mit dem, was in und was um ihn lebt, wie ein Rembrandt die Gestalten Christi und seiner Jünger mit dem Holland der eignen Zeit. Es ist ein unerhört *freies* Schaffen und eben deshalb ganz und gar ein *Schaffen*. Anfangs wohl verstutzt, langsam erst entwirrt, fühlt der Spitteler noch fremde Leser vielleicht nur nach und nach, welcher Saft des Lebens sich damit in uns ergießt.

Was es mit dem Epikertum auf sich hat, davon will ich heute nicht sprechen, zumal das Spitteler selber seinerzeit getan hat. Ob der „Olympische Frühling" in Anlage und Komposition ein gutes Epos sei, möglich, darüber würden die Theoretiker streiten. Daß der Geist dieser Dichtung episch ist bis ins letzte, darüber wird keiner streiten. Da ist kein verweilendes Sinnen und Betrachten noch ein Ausschöpfen und Austönen von Gefühl, sondern ein heroischer Zug von einfach großen Gefühlen schreitet an uns vorüber. Besser: In einem Zuge von Gesichten schreiten wir selber mit Blumen unter dem Fuß oder Fels oder Wüstensand, große Ausblicke nach allen Seiten, und um uns ein Gewirr von Körper- und Seelenstimmen, die bald aus Weiten her in unsre Welt hineinhallen, bald Geschwisterstimmen sind zu den antwortenden in unsern eignen Herzen. Auch ihre Sprache — hier hart, dort weich, kühn, ja keck und sehr gewagt und immer eigenwüchsig schweizerisch-spittelerisch — verlangt erst, daß wir uns an sie gewöhnen. Sie hat uns so viel des Hohen und Tiefen zu sagen, daß es schwer auszuhalten wäre, wenn die Klage jammerte und der Jubel gellte, wenn der mitgerissene Poet uns mit Leid und Freude seines Werkes pathologisch faßte.

Konrad Falke (1905)

Olympischer Frühling

Heute, wo uns die Wissenschaft auch in der Kunst fast erdrückt, bedarf unser geistiges Leben mehr denn je wieder eines souveränen Dichters, der uns Kraft und Heiterkeit bringt. Einzig das Epos, in welchem wir überall verweilen dürfen, vermag uns diese Befriedigung zu gewähren.

In diesem Epos, das erst seit wenigen Wochen vollständig vorliegt, schaut die erwachsene Menschheit in ihre Jugend zurück und legt, ganz wie der Einzelne in seinen Erinnerungen, all ihr Glück und Leid in das ferne Bild hinein. Spittelers Gestalten sind lebendig, ja, leben so sehr, daß Leute, die von der Antike gar nichts wissen, aber ein für das Schöne empfängliches Gemüt mitbringen, die Dichtung mit dem größten Genusse lasen.

(Frankfurter Zeitung)

Johannes Schlaf (1906)

Glockenlieder

Organisch wundersamer Rhythmus, das herrlichste Melos; aber zugleich die Tiefe einer modernen Natur; und die Mischung einer kraftvollen, axenfesten, männlich-fröhlichen mit jener männlichen Heiterkeit, die so voll Laune und frisch-tiefer, mutterwitziger Einfälle ist. Der Zauber lebt schon rein in dem Worteinfall als solchem. Worte, Begriffe, wie „Chlorophyllis", „Glockenjungfern", die „Milch- und Honigwiese", „das blaugrüne Geheimnis": wie muten sie einen an! Überhaupt, wie mutet diese Sprache an, die uns endlich wieder einmal offenbart, wie reich doch unser braves Deutsch an frischen und unverbrauchten Worten ist!

Die Mädchenfeinde

Es läßt sich nichts Reizenderes und Anmutigeres vorstellen, als diese kleine, ganz in Farbe und Sonnenschein getauchte Kindergeschichte, kaum etwas Prächtigeres, Wahreres und Gesünderes denken als die Art, wie diese drei Kinder auf die Beine gestellt sind. Und was alles für Freud und Leid, ja für heimliche, aus ihren dunklen Tiefen leicht und leise und lieblich diskret gegen die drei naiven, fröhlich unbekümmerten Unbewußten heranstreifende Tragik! Dies nun aber gibt dem harmlosen, idyllischen Büchlein und seinem Humor eine Tiefe und einen Gehalt, in dem der Geist ganz großer Meisterkunst lebt. — Und man fühlt wieder: es besteht eine sehr bedeutende, eigenartig schweizerische Dichtung heute — wir gedenken auch Bernoullis —, die ganz auf der Höhe Böcklins steht.

Prometheus

Je mehr Karl Spitteler uns neuerdings schenkt, um so mehr wundert man sich, weshalb er nicht schon längst Keller und Meyer ebenbürtig an die Seite gestellt war. Der Grund wird der sein, daß er vorgeschrittener als die beiden ist, daß er die kräftigere und, verhehlen wir uns nicht, kulturwirkendere Persönlichkeit ist von den dreien, die natürlich ungleich schwerer eingeht. Aber wir meinen, während Kellers und Meyers Wirkung eher heute anfängt nachzulassen, beginnt Spitteler erst recht zu leben; jetzt, wo er sich dem Alter nähert. Dies Buch ist groß, frei, frisch, so unverzwickt ehrlich und kraftvoll wie die Alpenwelt, in der es entstand. Und es gestaltet nicht nur das Schicksal der großen Eigenpersönlichkeit in einem großzügigen Symbol von herb-schlichter und griechisch-schöner Anmut; es erfaßt zugleich auch das Wesentliche ihres Dilemmas, und das wird schließlich das Weib sein.

(Die Zeit)

Otto Frommel (1906)

Conrad der Leutnant

Die Wucht und Geschlossenheit der „Handlung" in dieser bürgerlichen Geschichte ist erstaunlich. Die eigenartige Dichtung zeigt uns Spitteler als Geistesverwandten Jeremias Gotthelfs, mit dessen aus dem Dialekt geborener Sprache die seine sich mannigfach berührt, und Gottfried Kellers, an dessen hohe künstlerische Kultur Vieles in Menschen- und Milieuschilderung gemahnt. Der Stil ist freilich auch von einer Originalität, wie sie heute nur ganz wenigen erzählenden Dichtern in Deutschland eignet.

(Die christliche Welt)

Carl Meißner (1907)

Imago

Es ist die Geschichte der großen Liebe eines genial Begabten, das Seelenbild eines bei aller Empfindungsfülle stark männlichen Dichters, der mit reulos entsagender Kraft um Glück Größe tauscht, der, um sich die Freiheit des echten Schaffens zu wahren, menschlich tiefstes Leid trägt. Also das Thema von der bangen Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden in neuer hoher Ausprägung. Es gibt in unserem deutschen Schrifttum seit Goethes Werther kein Prosabuch mit Gegenwartsstoff, in dem so ganz sozusagen das Papier weggeschrieben ist, das so stark entstofflicht, so ganz in dichterischer Gestaltung gelöst ist. (Kulturfragen)

Hermann Löns (1907)

Jetzt steht es fest, daß Karl Spitteler der Dichter ist.

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", sagt der Zunftliteraturkritikus. Nur die großen Toten dürfen sich erlauben universal zu sein, der lebende Mann hat die Pflicht, sich zu spezialisieren. Wo kämen wir sonst mit dem Prinzip der Arbeitsteilung hin? Ein Mann, der wie Spitteler, Vers und Prosa mit gleicher Leichtigkeit behandelt, der heute die streng realistische Novelle „Conrad der Leutnant" hinstellt und morgen in „Imago" die banale Welt der Tatsachen mit dem Reiche der Phantasie zu einer entzückenden Stickerei zusammenwirkt, der in dem Epos „Olympischer Frühling" und in dem Mythenbande „Extramundana" das Transzendente mit Fleisch umhüllt und metaphysischen Dingen Blut und Knochen gibt, der in der Aufsatzsammlung „Lachende Wahrheiten" die heiligen Kegel der Kunstphilister derartig durcheinander wirft, daß sie die steifen Hälse brechen, der für sein Riesen-Gleichnis „Prometheus und Epimetheus" Götter und Begriffe pflückt, wie ein Kind die Blumen am Wege, der „Glockenlieder" schrieb, aus deren leichten Reimen schwere Klänge hervorquellen, ein solcher Mann ist unbequem, den läßt man am besten links liegen.

Kein Erfolg drang rücksichtslos in die Einsamkeit seiner Seele; so war es ihm vergönnt, für sich schaffend seinem Volke unvergängliche Werte zu bilden, nicht der Schweiz allein, nicht für Deutschland oder Österreich, sondern der ganzen deutsch denkenden Welt, dem großen geistigen Alldeutschland.

(Berliner Tageblatt)

Conrad der Leutnant, Imago

Während in „Conrad der Leutnant" ein Menschenschicksal schlicht dargestellt wird, ein nicht allzu unalltäglicher Vorgang uns vorgeführt wird, führt uns der Dichter im „Imago" in das Reich jener dichterischen Welt, der das wirkliche Leben nichts, die erträumte Welt aber alles ist. Mit beiden Novellen reißt uns der Dichter aber um und um.

Das mache einmal einer Spitteler nach, platte Wirklichkeit und krauseste Einbildung derartig durcheinanderzuflechten, daß ein Kunstwerk ersten Schlages daraus entsteht.

Mit einer erstaunlichen Sicherheit verschmilzt der Dichter das Alltags- und Gesellschaftsleben des Schweizer Städtchens mit dem inneren Leben des Dichters, und mag auch der Leser, liest er das Buch zum ersten Male,

ab und zu mit dem Kopfe schütteln, es wird ihm keine Ruhe lassen, er wird es zum zweiten Male lesen und nicht mehr den Kopf heftig hin- und herbewegen, sondern in seltsamer Abwechslung wird ihm bald ein jubelndes Gelächter, bald ein mitfühlender Seufzer entfahren, er wird laut auflachen und im nächsten Augenblicke nasse Augen bekommen, und legt er das Buch aus der Hand, so wird er sich umsehen nach Carl Spitteler, denn er möchte ihm mit beiden Händen danken. (Hannoversches Tageblatt)

Julius Hart (1907)

Die Mädchenfeinde

Wie bei Gottfried Keller schaut uns auch aus dieser Kindergeschichte ein rechtes selig-fröhliches Kinderauge an, und künstlerische Naivität steht hier im holdesten Bunde mit dem pädagogischen Wesen, das der Schweizer-Natur so innerlich angeboren ist, harmonisch fließt der abgeklärte Humor des gereiften Mannes mit dem Humor der Kinderseele ineinander. Der Dichter, der mit so heiter lächelndem Auge auf ihn herabblickt, wird es schon besser wissen, wie wenig die Posaunen des Ruhmes bedeuten. (Der Tag)

Gustav Wyneken (1909)

Spitteler ist Schweizer. Aber man glaube nicht, daß diese Herkunft seinen Werken den Stempel einer gewissen Beschränktheit, einer lokalen, provinzialen oder dialektischen Bedingtheit aufdrückt; höchstens daß sie seinen ganz originalen Sprachschatz mit plastischen Ausdrücken und der Möglichkeit zu schöpferischen Neubildungen bereichert. Im übrigen ist sein Schaffen in seinen Hauptdichtungen alles eher als sogenannte Heimatskunst, Verklärung traulicher Enge und liebgewordener Alltäglichkeit. Sondern hier handelt es sich um das Höchste, was Dichtung je gewagt, um mythologische, um kosmische Poesie.

Spittelers Zeit wird kommen, sie ist im Anbrechen. Es darf sich jeder beglückwünschen, der zu den Ersten gehörte, die diesen Geist, der den Größten ebenbürtig an die Seite tritt, erkannt und begrüßt haben. Sie ehren nur sich selbst, die ihm ihre Dankbarkeit und Verehrung bezeigen.

C. A. Loosli (1909)

Olympischer Frühling (Neue Fassung)

Je mehr ich mich bestrebe, den neuen „Olympischen Frühling" Spittelers von den Zufälligkeitswertungen, die jedem die Gegenwartkultur mehr oder weniger aufdrängt, loszulösen, und es versuche, das Werk von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten, welcher der einer wohl nicht allzufernen Nachwelt sein wird, desto klarer und überzeugender drängt sich mir das Bewußtsein auf, daß diese Schöpfung unendlich mehr bedeutet, als die einwandfreie und formvollendete Lösung einer rein poetischen Aufgabe. Empfindung und Überlegung sagen mir übereinstimmend, daß hier ein Denkstein in der Entwicklung der deutschen Poesie gesetzt wurde, daß Spitteler mit seinem „Olympischen Frühling" nicht bloß die deutsche Literatur um ein Meisterwerk von größtem Werte bereichert, sondern ihr ein neues Kunstgebiet, das des großen Heldenepos, recht eigentlich erobert und erschlossen hat.

Spitteler gilt mir darum mehr als ein großer unter kleineren Dichtern, er bedeutet für mich schlechtweg ein Datum, dessen man sich erinnern und auf das man in Zukunft ganze literarische Entwicklungsphasen zurückführen wird. Denn hier wurden Ewigkeitswerke gezeitigt, und was sich jedem Unbefangenen beim Genusse des Werkes aufdrängt, ist vor allem die Empfindung einer kaum für möglich gehaltenen Größe, die in ihrer Eigenart mit unglaublicher Selbstverständlichkeit aus dem Leben hinausragt, indem sie es umfaßt und zusammenfaßt. Der „Olympische Frühling" in seiner jetzigen endgültigen Fassung kommt demnach einer Verjüngung, einem Frühling der deutschen Poesie gleich. (Frankfurter Zeitung)

Professor Dr. Albert Köster (1914)

Meine frühesten Erlebnisse

Wie viele Jugenderinnerungen sind uns nicht schon mitgeteilt worden, in autobiographischen Werken oder in Romanen, wie viele Berichte über erste Lebensregungen von Kindern bis etwa zum dritten Jahre hin gibt es, Berichte, die dann natürlich von den beobachtenden Erwachsenen, den Eltern, dem Arzt oder Erzieher gemacht sind. Aber ein Buch wie Spittelers neueste Gabe „Meine frühesten Erlebnisse" hebt sich ganz eigen aus jener Menge ab. Nur von den ersten Lebensjahren des Dichters, aber aus seiner eigenen Erinnerung, gibt es Kunde; und wo andere Memoirenwerke noch nicht einmal anfangen, hört dieses schon auf, nämlich mit dem fünften Jahr des Kindes.

Durch das rein Tatsächliche können diese Bilder aus der Jugendzeit natürlich nicht wirken, aber was den Wert gibt, das ist der Künstlersinn, mit dem sie aufgefangen, dann Jahrzehnte hindurch gehegt und gehütet und endlich wiedererzählt sind. In der Stärke, der Treue und Dauer solcher Erinnerungen bewährt sich der Dichter, dessen tiefste Überzeugung die ist, daß das Ich der Kindheit das wahre Ich des Menschen sei. „Ich zweifle, ob ich in meinem ganzen späteren Leben wesentlich Neues dazu erlebt habe," sagt er selbst. Und er legt Wert darauf, uns wieder und wieder zu zeigen, wie alle seine Dichtungen aus diesem einen Borne gespeist sind.

Hier handelt es sich nicht um eine Durchschnittsnatur, sondern um einen der reichsten Dichter, die wir heute haben.

Nun möchte ich aber wünschen, daß mit dem Erscheinen der „Erlebnisse" ein Wendepunkt für die Wertschätzung Spittelers gekommen sein möge. Daß er lange Zeit hindurch wenig Leser finden konnte, ist ja freilich zu begreifen. Denn die Extramundana und der Prometheus sind für manchen eine spröde Lektüre. Nicht jeder ist nach den Kräften seiner Phantasie imstande und schwindelfrei genug, um solche Spazierflüge durchs Weltall zu machen. Aber hier das jüngste Werk zeigt einen neuen Zugang zu der Welt des Dichters, eine blumenübersponnene Pforte, durch die hoffentlich mancher zu ihm gelangt, vielleicht zunächst nur zu den Gegenwartsbildern seiner Novellen und zu seinen lachenden Wahrheiten, dann erst zu dem Olympischen Frühling in seiner neuen Form, und endlich rückwärts zu den gedankenschweren Werken der Frühzeit.

(Leipziger Neueste Nachrichten)

Der Musiker Felix Weingartner über Spitteler (1904)

Wenn ein Dichter, der eine beträchtliche Anzahl Werke von allerhöchstem Werte geschaffen hat, beinahe das sechzigste Lebensjahr erreicht, und sein Name nicht nur im großen Publikum, sondern auch, mit Ausnahme etwa seines engeren Vaterlandes, der Schweiz, in Kreisen, die in der zeitgenössischen Literatur gut Bescheid wissen, fast unbekannt ist, so ist es schließlich nicht zu verwundern, wenn es sich in der benachbarten Schwesterkunst regt, und ein Musiker die Eindrücke mitteilt, die er Carl Spitteler, dem Dichter verdankt. Mehr will ich auch nicht versuchen.

Olympischer Frühling

Bilder auf Bilder zauberte der Dichter vor mein geistiges Auge mit so handgreiflicher Deutlichkeit, daß ich meinte, sie malen zu müssen, und mit so überzeugender Kraft, daß ich sicher wußte, sie nie vergessen zu können, obwohl ich nichts Ähnliches früher kennen gelernt hatte.

Spitteler ist weder ein historischer, noch ein tendenziöser, weder ein archaistischer, noch ein moderner, weder ein idealistischer, noch ein realistischer, sondern ein naiver Dichter, der uns schlicht erzählt, was in seiner Phantasie lebt und webt. Da gibt es kein Kostüm und keine Richtung, keine Predigt und keine Volksaufklärung, mit einem Worte keine von all den Krücken, die so mancher Dichter zur Aufrichtung seiner Schöpfungen bedarf, sondern alles lebt durch sich selbst und ist aus sich selbst verständlich. Wir können glauben an diesen Zeus, diesen Apollon, an alle diese Wunderwesen der Luft- und Wasserwelt, als ob wir tagtäglich mit ihnen umgingen. Freilich ist es viel schwerer ein solches Epos zu schreiben, als z. B. ein soziales oder politisches Schauspiel. Wie die jungen Götter aus dem Hades auferstanden sind, so ist mit diesem Werke ein neuer, inhalt- und bilderschwerer Mythos, von einem überragenden Geiste erdacht, von einer Meisterhand geformt, zum Licht des Tages emporgestiegen. Fürwahr, ein beseligendes Unterpfand, daß die hohe Poesie lebt und immer wieder ihr leuchtendes Antlitz uns zuwenden wird, wenn es auch von Zeit zu Zeit durch die trüben Nebel eines falschen Realismus verschleiert wird. Dem Dichter aber gebühren dieselben herrlichen Worte, die der Herr des Metakosmos, der niemand anderes ist als Apollons eigener Siegesdämon, diesem zuruft:

„Dreifach ist deines Ruhmes Fürstenkrone:
Du hast's geglaubt, das zeugt, daß Adel in dir wohne.
Du hast's gewollt, das spricht, daß Heldenmut dich stählt,
Du hast's gekonnt: Du bist aus Tausenden erwählt."

Prometheus, Extramundana

Gerade diesen beiden Büchern wünsche ich aber, daß sie Geheimschriften blieben für Auserwählte, die sich in stillen, weltenfernen Stunden erbauen mögen. Ich behaupte sogar, daß ihr tatsächliches Populärwerden eine höhere Kultur voraussetzte, als sich das menschliche Geschlecht bisher erringen konnte, denn sie stehen zu dem, was wir heute Bildung und Fortschritt nennen,

nicht in Übereinstimmung, sondern im Widerspruch. Ihr Inhalt ist ungewöhnlich und gänzlich verschieden von allem, was wir sonst gelesen haben. Wir werden in Gebiete, wohin sich nur ein dunkles Ahnen wagte, vom Dichter mit so intensiver Vorstellungskraft geführt, daß wir dort klare Dinge erschauen, wo wir bisher mit unsicherer Hand getastet haben.

Wer aber einem großartigen Dichter durch Himmel und Hölle und darüber hinaus in nie betretene Welten folgen will, wer Neigung verspürt, die tiefsten Empfindungen des menschlichen Herzens in Verkörperungen voll eigentümlichster Poesie zu erschauen, der lasse sich von diesen Zeilen bewegen, mit ehrfürchtigem Gefühl, so wie man sich zu einer heiligen Handlung anschickt, diese Bücher aufzuschlagen und mit hingebender Aufmerksamkeit zu lesen. Nicht Voreingenommenheit will ich mit diesen Worten erzeugen, wohl aber einen Schimmer der heiligen und ehrfürchtigen Empfindungen, die ich selbst den genannten Schriften verdanke, ihren künftigen Lesern in die Seele werfen, damit das Außerordentliche, das sie erwartet, ihr Gemüt nicht ganz unvorbereitet treffe und es vielleicht allzu gewaltig erschüttere.

Kein Buch ragt so seltsam in unsere Zeit hinein, wie „Prometheus und Epimetheus". Fast verletzt es mich, es im üblichen kleinen Format und gewöhnlichen Lettern, ein Buch unter Büchern, vor mir zu sehen. Ich wünschte es mir in riesiger Größe, mit prachtvoll gemalten Initialen und Randverzierungen, auf dickem Pergament mit kunstvollen Buchstaben wie die Inkunabeln gedruckt, im Allerheiligsten der Behausung aufgestellt.

Hier steht ein Mann und Künstler, der nicht fragt, welcher Geschmack, welche Richtung gerade obenauf ist, der nicht mit jedem Federhelden gemeinsame Sache macht, um in der Zeitung gelobt zu werden, der vielleicht schon oft die Gelegenheit, protegiert zu werden, vorbeigehen ließ, weil er sie gar nicht wahrgenommen hat, der aber einsam und ehrlich mit seinen Gedanken ringt, um sie in edler Form darstellen zu können, weil er erkannt hat, daß Kunst nur in edler Form möglich ist, der nicht ruht, bis er in Vollendung gestaltet hat, was ihm vorschwebte, der dann aber auch in vornehmer Zurückhaltung verharrt, bis die Welt ihn findet. — Und die Welt wird Carl Spitteler finden.

(Aus: Carl Spitteler, Ein künstlerisches Erlebnis. München 1904)